

Genug geschrumpft

Jetzt heißt es wieder wachsen: Random House nach der Fusion

Gut achtzehn Monate ist es her, daß die größte Fusion in der Geschichte des deutschen Verlagswesens vom Kartellamt genehmigt wurde. Random House Deutschland, die hiesige Buchsparte von Bertelsmann, übernahm damals Teile der Springer Buchverlage – namentlich Heyne plus Ratgeber- und Hörbuchbeilagen –, ein großer Teil der Gruppe mußte, der Weisung der Kartellhüter gemäß, weiterverkauft werden (F.A.Z. vom 26. November 2003). Das schwedische Medienhaus Bonnier sicherte sich den Rest dieses spöttisch „HEUL-Gruppe“ genannten Konglomerats, in der Hauptsache Ullstein, List und Econ. Das Getöse war enorm, die Branche beliebte zu apokalypten – getrieben von der Sorge, hier könne ein Goliath durch das kleinteilige Gärtchen trampeln.

Unbegründet waren diese Sorgen nicht, sah sich das Kartellamt doch immerhin dazu gezwungen, bei einer – für viele Mitbewerber fiktiven – Grenze von dreißig Prozent Marktanteil im Taschenbuch einen Riegel vorzuschieben. Random House mußte abspecken, tat dies ungern, wie der Vorstandsvorsitzende Joerg Pfuhl heute sagt: „Ich hätte es auf einen Prozeß ankommen lassen, wenn dadurch nicht Heyne in seiner Existenz gefährdet worden wäre.“ Ursprünglich, das beteuert auch der oberste Random-House-Verleger Klaus Eck, habe man tatsächlich alle Springer-Verlage übernehmen wollen.

Bei der Elefantenhochzeit kamen nicht nur viele Mitarbeiter – 350 bei Random House, 250 bei Heyne –, sondern auch viel Geld zusammen. Von 139 Millionen Euro Umsatz 2003 steigerte sich Random House im Jahr darauf auf 196 Millionen – um gut vierzig Prozent. Aber es prallten auch zwei Unternehmenskulturen aufeinander – hier der weltgrößte Buchverlag mit Hauptsitz in New York, dort der die längste Zeit seines Bestehens eigentümergeführte Erfolgsverlag, der zuletzt in einem Stahlgewitter zu einem Buchkonzern umgemodelt worden war. Heyne bezog seine Energie gerade aus dieser Unabhängigkeit – und aus der Konkurrenz zum Konzernverlag Goldmann. So ist heute der Korpsgeist von damals einem Konzerngeist gewichen: Neben Goldmann wirkt Heyne, vormals die Nummer eins der deutschen Taschenbuchverlage, ein wenig wie die Stieftochter.

Als der deutsche Bonnier-Statthalter Viktor Niemann Ullstein übernahm, war die Stimmung gespalten: Heyne komme zu den Bösen, der Rest sei bei den Guten zu Sicherheit. Doch es kam anders: Niemann verpflanzte die neue Verlagsgruppe unverzüglich nach Berlin, das kostete Arbeitsplätze und Sympathien. Die Rede vom „Blutbad“ machte die Runde; aus der Neumarkter Straße, dem Stammsitz der Bertelsmänner, drang mit großer Entschiedenheit sonores Schweigen – obwohl die Kommentare der Verlegerkollegen inzwischen immer schriller wurden. „Ich habe mich auch gewundert über die Qualität mancher Einlassungen“, sagt Pfuhl heute diskret. Und Klaus Eck ergänzt süffisant den Spruch vom Pack, das sich schlage und vertrage. „Wir haben vom ersten Tag an auf Integration gesetzt“, wird Pfuhl verbindlicher.

Drei betriebsbedingte Kündigungen habe die Fusion gekostet, von Blutbad keine Rede, dafür eher von Feuertaufe. Gerade zehn Tage war Pfuhl im Amt, als der Anruf von Springer kam. Zwar hatte er während seiner New Yorker Lehrzeit schon Erfahrung mit Verlagsübernahmen gesammelt, aber nicht in dieser Größenordnung. Zwei Wochen saß er zur Akten-einsicht im Keller eines Münchner Hotels. Dann begann das bald einjährige Ringen mit dem Kartellamt.

Nach der Übernahme war Random House bemüht, das Bild vom Verlagsmolo- herunterzuspielen. Da war viel von dezentraler Organisation, von der Freiheit des einzelnen Verlegers die Rede. Besänftigendes Manuzen Richtung Branche: Wir sind gar nicht so groß. Konkret wurde das verlegerische Programm auf neue Säulen gestellt. Unter der Oberaufsicht von Klaus Eck verbinden sich nun vier kleinere Verlagsgruppen zu einer großen: Ulrich Genzler verantwortet Heyne (seit dem Tod des Verlegers auch inklusive dem Karl Blessing Verlag); Silvia Kuttiny leitet Blanvalet (mit Limes, Random House Entertainment), Georg Reuchlein steuert Gold-

mann (mit btb, Mosaik, Manhattan, Luchterhand und anderen). Ab Herbst bekommt Reuchlein noch ein neues Baby, das auf den schönen deutschen Namen Page and Turner getauft wird. Als Taufspruch hat er sich einen Satz von William Somerset Maugham gewählt: „Kein Lesen ist der Mühe wert, wenn es nicht unterhält.“ In bibliophiler Ausstattung sollen zehn Titel pro Jahr erscheinen, den Auftakt macht der Sevilla-Krimi „Die Toten von Santa Clara“ von Robert Wilson. Klaus Eck selbst schließlich steht der C. Bertelsmann-Gruppe vor, dazu gehören unter anderem Siedler, Knaus, Riemann sowie das Kinder- und Jugendbuch.

Bei der Besetzung freier Stellen hat man konsequent auf Eigengewächse gesetzt, aus einem einfachen Grund, wie Eck sagt: „Weil wir die besten Leute im Haus haben.“ Die Frage, wie sich Programmleiter wie Reuchlein oder Genzler, die mit Goldmann respektive Heyne die Zahlkühle des Hauses im Saft halten müssen, gleichzeitig um edlere und sensiblere Ableger wie Luchterhand oder Blessing kümmern können, beantwortete Klaus Eck so: Natürlich seien die Umsätze von Heyne und Goldmann ungleich wichtiger, aber „dank der guten Leute der zweiten Reihe“ könne man diese Übung meistern. So werde Thomas Rathenow bei Siedler die thematische Kontinuität waren, aber gleichzeitig seine eigene Handschrift zeigen. „Beiboote zu den großen Schiffen“ nennt Eck diese Strategie.

Die Konturen sind freilich fließend: Da ein Großteil der Random-House-Produktion Unterhaltungsliteratur ist, geht in der Branche seit Jahr und Tag die Rede vom Verschiebeparkplatz. Getreu der Technik: Ist Goldmann voll, stecken wir Bücher eben zu Heyne, Limes, Blanvalet. „Dieses Klischee wird gerne reproduziert, aber es ist Unsinn: Wir denken in Verlagen, wir haben keinen Zentraleinkäufer, sondern konkurrieren untereinander, solange es sinnvoll ist“, wehrt Eck ab. „Eine solche Titelverschiebung würde keinem nutzen – nicht zuletzt der Autor will wissen, zu welchem Verlag er gehört.“ Eine gewisse inhaltliche Nähe sei indes vorteilhaft: Je näher Luchterhand an btb sei, desto besser, erläutert Eck dieses sehr spezielle Münchner Prinzip der kommunizierenden Röhren.

Auch wenn die Konsolidierung der Gruppe offiziell abgeschlossen ist, den Branchenprimus drückt der Schuh. Zu stark sind die Verwerfungen, die der Buchmarkt erlitten hat, seitdem einige Zeitungsverlage – voran die „Süddeutsche Zeitung“ und „Bild“ – mit ihren Billigbibliotheken den Markt aufgemischt haben. „Die Süddeutsche hat der Branche einen Bärendienst erwiesen“, räumt Pfuhl freimütig ein, vor allem im Taschenbuch hat der Marktführer Federn lassen müssen. Bei der Belletristik hatten Goldmann und Heyne in diesem wichtigen Umsatzsegment noch vor zwei Jahren zusammen 36 Prozent Marktanteil, heute sind es 32; das entspricht nach einer Faustregel einer Umsatzeinbuße von zehn Prozent. Im Taschenbuch hat Random House gar sieben Prozent Marktanteil bei Sachbüchern verloren. Die Gewinner heißen Bastei-Lübbe, der durch den rauschenden Erfolg von Dan Brown („Das Sakrileg“) derzeit die Lizenz zum Gelddducken hat, sowie Knaur und Ullstein.

Daß diese Entwicklung von kleineren Verlagen mit Genugtuung registriert wird, ist verständlich. Aber an eine wirkliche Entwarnung glaubt niemand: Der Größte will der Größte bleiben und den Abstand eher ausbauen. Auch gegen den Trend und in einem insgesamt schrumpfenden Markt. Derzeit versucht man, sich mit neuen werblichen Aktivitäten (Platinum-Edition), mit optischer Auffrischung (etwa im Fall der Sammlung Luchterhand) zu verbessern. Das ist Kosmetik, wie sie im Buchgeschäft zum Alltag gehört. Interessanter ist schon die Tatsache, daß auch bei Random House neben dem Hörbuch das Kinder- und Jugendbuch stetig an Gewicht zunimmt. Und also verströmt Joerg Pfuhl dieser Tage Zuversicht: „Wir sind weiter als vor zwei Jahren.“ Und erklärt, man werde „alle Anstrengungen unternehmen, um Absatz und Umsatz weiter zu optimieren“. Denn, das sollte nicht vergessen werden, die Renditevorgaben aus dem fernen New York sind unverändert zweistellig. HANNES HINTERMEIER

Adel besichtigt

Eduard von Keyserlings Geburtsschloß

Mit einer Gedenktafel an seinem lange vergessenen Geburtshaus und einer Ausstellung ist der deutsch-baltische Schriftsteller Eduard Graf von Keyserling zu seinem diesjährigen hundertfünfzigsten Geburtstag gewürdigt worden. Auf das Schloß Paddern in Kalvane unweit der Hafenstadt Liepaja (Libau) war der deutsche Botschafter in Riga, Eckart Herold, gestoßen, der den Meister der impressionistischen Prosa und den Beschwörer des Untergangs des kurländischen Adels von Jugend auf schätzte. Weder der Bürgermeister des Ortes noch die Schule, die nun im Schloß untergebracht ist, wußten von dessen literaturhistorische Bedeutung. Bei der Feier wurden Teile von Keyserlings Novellensammlung „Bunte Herzen“ verlesen, aus einer im vergangenen Jahr erschienenen und bisher einzigen Übersetzung Keyserlings ins Lettische. Zu den Exponaten der Ausstellung zählt eine Kopie des Münchner Keyserling-Porträts, das Lovis Corinth im Jahr 1901 malte. In der ansonsten bemerkenswerten Akademischen Bibliothek in Riga gibt es von Keyserling bisher kaum Bildmateri-

al. Der Filmemacher Hans-Jürgen Syberberg beschäftigt sich derzeit stark mit dem Schilderer von Vereinsamung und Resignation, vor allem mit der Novelle „Schwüle Tage“.

Neues Europa

Theaterlandschaft in Mülheim/Ruhr

In einem auf drei Jahre angelegten Zyklus stellt das Theater an der Ruhr in Mülheim herausragende Inszenierungen aus den neuen Beitrittsländern der Europäischen Union vor. Die Reihe „Theaterlandschaft Neues Europa“ wird am 27. Mai vom Nowy Theater aus Posen eröffnet, das mit „Die Bocksoper“ von Janusz Wisniewski eine szenische Bearbeitung des Romans „Nur Pferde gibt man den Gnadenschuß“ von Horace McCoy zeigt. Das Nationaltheater Lettland aus Riga gastiert am 1. und 2. Juni mit „Blow, Wind!“, einem Volksstück von Janis Rainis (1865–1939) in der Regie von Galina Polišucka. Den Schlußpunkt der ersten Staffeln setzt am 4. Juni das Von Krahel Theater aus der estnischen Hauptstadt Tallinn mit Marko Raats Schauspiel „Only the fakes survive“, das die Geschichte des Aufstiegs und Falls der „Sex Pistols“ erzählt. aro.



Zwei Schwestern aus der Spieldose: Lucia Cirillo als Tisbe (links) und Raquela Sheeran als Clorinda

Foto Mike Hoban

Wenn Melodien über alle Berge gehen

Rückkehr nach vierzehn Jahren: Peter Hall inszeniert in Sussex Rossinis „Aschenbrödel“

GLYNDEBOURNE, 22. Mai
Alle haben sie recht behalten, der „Manchester Guardian“ und der „Daily Mirror“, die „Times“ und die „Liverpool Post“, „News Chronicle“ und die „Eastern Daily Press“. Im Mai 1934 prophezeiten sie, der Spleen des reichen Engländers John Christie, für seine Frau, die Sopranistin Audrey Mildmay, neben seinem Manor House in den Hügeln von Sussex ein privates Opernhaus zu errichten, werde zur Institution werden: Im vorigen Jahr konnte das „englische Salzburg“ mit Glanz und Gloria, vor allem aber – wie der jetzt erschienene „Annual Report 2004“ ausweist – mit gesunden Finanzen seinen siebzigsten Geburtstag feiern. Nur eine Zeitung lag mit ihrer Ansicht damals etwas daneben. Ausgerechnet der „Daily Telegraph“ meinte am 29. Mai des Eröffnungsjahres 1934, Glyndebourne stehe und falle mit gutem Wetter.

Welcher Engländer aber hat sich jemals von schlechtem Wetter, Sturm und Hagel davon abhalten lassen, ein Picknick im Grünen mit Opernaufführungen als Garnierung zu zelebrieren? Welcher englische Aristokrat schreckte je vor den faszinierenden Blicken des niederen Standes zurück, wenn er an der Victoria Station am helllichten Tage mit Picknickkorb und Smoking den Regionalzug von London nach Lewes bestieg, um ein paar Stunden später mit dem Champagnerglas in der Hand, zwischen Kühen und Schafen wandelnd, über Koloraturarien zu sinnieren? Glyndebourne ist eine wetterresistente Institution, fast möchte man meinen: eine kunstresistente Institution geblieben, bei der die soziale Funktion die ästhetische nicht selten überlagerte; womit kein schlechtes Wort über die bemerkenswerte Mozart-Tradition des Hauses in der Ära Fritz Busch, Carl Ebert und Rudolf Bing und nicht wenige markante Aufführungen bis heute gesagt sei, etwa Nikolaus Lehnhoffs grandiose Janáček-Inszenierungen.

Auch in diesem Jahr hat sich zur Eröffnung der Opernfestspiele in Glyndebourne kein Aficionado von dem Salzburger Schnürlregen im Süden Englands davon abschrecken lassen, ein groß angekündigtes Ereignis mitzerleben: Sir Peter Hall, der frühere künstlerische Leiter des Opernhauses, kam nach vierzehn Jahren Abstinenz zurück, um in Sussex wieder zu inszenieren, mit „La Cenerentola“ sogar seine erste Rossini-Oper überhaupt. 1991 war Hall nach neunzehn Opernproduktionen unter seiner Leitung in Glyndebourne zurückgetreten, weil er, der immer für Werkreue und Originalgestalt plädiert hatte, als Artistic Director vom Hausherrn Christie nicht davon unterrichtet worden war, daß Peter Sellars Mozarts

„Zauberflöte“ ganz ohne gesprochene Dialoge aufführen wollte. Wie schnell man freilich an seine Grenzen stoßen kann, wenn man ein Werk so inszenieren möchte, wie es angeblich als letzter Wille des Komponisten in der Partitur steht, mußte Peter Hall gemeinsam mit Georg Solti schon bei seinem einzigen Engagement in Bayreuth erfahren, als die beiden in den frühen achtziger Jahren einen „werktreuen Ring“ auf die Bühne bringen wollten und mit ihren naturalistisch-naiven Vorstellungen bereits am ersten Bild des „Rheingold“ – die nackten Rheintöchter in einem riesigen Swimmingpool – gescheitert waren.

Wie problematisch ist das Prinzip „Werkreue“ erst bei Opern von Rossini, der sich nicht nur nonchalant bei sich selbst – wie es zu seiner Zeit üblich war – bediente, sondern sich ohne Wimpernzucken und Namensnennung auch von anderen Komponisten aushelfen ließ, um seine Serienproduktionen rechtzeitig fertigzustellen. Bei „La Cenerentola“ war es Luca Agolini, der nicht nur die von Rossini wenig geliebten Secco-Rezitative ausgeführt, sondern auch den Eingangschor des zweiten Aktes sowie einige weniger prominente Arien beigesteuert hat. Immerhin muß man es Peter Hall und dem musikalischen Leiter im Orchestergraben, Wladimir Jurowski, anrechnen, daß sie die Arie des Alidoro „Vasto teatro è il mondo“, komponiert von Agolini, durch jene ersetzen, die Rossini selbst für eine spätere Inszenierung 1821 neu komponiert hatte: Der noble Bassist Nathan Berg sang jetzt das „Là nel ciel dell'arcano profondo“ mit feinem Gespür für die unangemessene Pathetik dieser Arie entsprechend zurückhaltend.

Weniger raffiniert, geradezu wie Karikaturen ihres Typs, um nicht zu sagen wie

Sterntaler

Rekordergebnis für „Star Wars“

Die dritte „Star Wars“-Episode hat an ihrem ersten regulären Kinotag in den Vereinigten Staaten so viel Geld eingespielt wie kein anderer Film jemals zuvor innerhalb von 24 Stunden. Die Einnahmen belaufen sich nach Studioangaben durch Kartenverkäufe in 3661 Kinos auf etwas mehr als 50 Millionen Dollar. Bisherige Rekordehalter war „Shrek 2“ mit Einnahmen von 44,8 Millionen Dollar an einem einzigen Tag. Der Zeichentrickfilm hatte dieses Ergebnis im Mai 2004 allerdings nicht gleich beim Kinostart, sondern erst am vierten Tag danach erreicht. dpa

Knallchargen, traten dagegen Don Magnifico und seine beiden leiblichen Töchter Clorinda und Tisbe in Erscheinung, wodurch dieses von Rossini eher als Opera semiseria angelegte Werk wieder in die Sphäre einer reinen Opera buffa zurückfiel. Der Eindruck verstärkte sich auch musikalisch, weil der sicherlich über großes komödiantisches Talent verfügende Baßbuffo Luciano Di Pasqua und die beiden Sopranistinnen Lucia Cirillo (Tisbe) und Raquela Sheeran (Clorinda) ihren Arien mit den von Rossini aberwitzig ausgeführten Koloraturen etwas überdreht Spieldosenhaftes verliehen. Jedenfalls fühlte man sich dabei lebhaft an Verdis Verdikt erinnert, der bei Rossini ein wirkliches Melos vermisse und seine Linienführung als pures Solfeggio abtat.

Ruxandra Donose als schließlich über ihre beiden Stiefschwestern triumphierendes Aschenbrödel Angelina besaß für ihren ausgesprochen tief liegenden, durch großen Ambitus zusätzlich beschwerten Sopran-Part immerhin vokale Durchsetzungskraft und eine ausgesprochen warme, durch keine noch so rasante Stretta und in keiner Dauerkoloratur untergehende Belcanto-Qualität. Dem eher blassen als lyrischen Tenor Maxim Mironov (Prinz Don Ramiro) bekam die hervorsteckende Phrasierungskunst seines von ihm schließlich gegen alle Bauernschläue des Trio infernal um Don Magnifico zur Frau genommenen Aschenbrödels freilich nicht. Der ansprechende Baß Simone Alberghini als Ramiro Diener Dandini komplettierte das Ensemble auf der Bühne.

Trotz der insgesamt ansprechenden Gesangsleistungen und vor allem trotz des Klangraffinements, das der Dirigent Wladimir Jurowski dem auch in den forciertesten Tempi sicheren London Philharmonic Orchestra schon in der Ouvertüre abgewann, geriet Peter Halls Wiederauftritt in Glyndebourne doch eher enttäuschend konventionell. Möglicherweise lag es daran, daß die Regie – unterstützt durch eine biedermeyerlich verschlossene Ausstattung im Stil des frühen achtzehnten Jahrhunderts (Bühnenbild: Hildegard Bechtler, Kostüme: Moritz Junge) – mehr auf Karikatur und weniger auf ironische Distanz setzte. Rossinis Musik besitzt Witz und Aberwitz im gleichen Maße. Um beides darzustellen, bedarf es vor allem eines subtilen Timings, so wie es Jurowski durch seine exakte Phrasierung, durch schlafwandlerisch gesetzte Pausen, Zäsuren und seine ungemein sicheren Tempi erreichte. Dafür war die Inszenierung zu grobschlächtig. Oder auch zu real. Rossini aber ging in die Musikgeschichte ein, weil er die Absurdität streifte und eine Ahnung von Surrealität besaß. Mit dem Begriff der Werkreue allein faßt man diese Eigenschaften nicht. WOLFGANG SANDNER

Sternenturm

Die Himmelsscheibe in Nebra erhält ihr eigenes Museum

Vor zwei Jahren wußte wohl kaum jemand, wo in Ostdeutschland der Ort Nebra liegt. Jetzt kennt fast jeder zumindest den Namen dieses sachsen-anhaltinischen Dorfes respektive Städtchens, das, an der Unstrut gelegen, 876 erstmals urkundlich erwähnt wurde und bereits im zwölften Jahrhundert das Stadtrecht erhielt. Die spätrömische Burgruine und die engen Gassen der Altstadt bilden den historischen Kern des Ortes, in dem heute knapp dreitausend Einwohner leben. Hier ist der Ausgangsort der dreizehnten Weinstraße, die über Freyburg und Bad Kösen bis nach Bad Sulza führt. Die Straße der Romanik, von Querfurt kommend, zieht hier vorbei und führt weiter nach Memleben. In alter Zeit schließlich führte ein Abzweig der alten Kupferstraße durch Nebra.

Als aber im Jahr 2002 bekannt wurde, daß rund zwei Kilometer außerhalb des Ortes die bronzezeitliche, 3600 Jahre alte astronomische Himmelsscheibe gefunden worden war, ein so kunstvolles wie rätselhaftes Gebilde von 32 Zentimeter Durchmesser und zwei Kilogramm Schwere, stieg die kleine Stadt binnen kürzester Zeit zum Nabel der archäologischen und astronomischen Welt nördlich der Alpen auf. Während die Scheibe im Landesmuseum für Vorgeschichte von Sachsen-Anhalt in Halle mit sensationellem Besucherandrang ausgestellt wird, sucht die Landesregierung nach Möglichkeiten, die Faszination dieses Artefakts auf Dauer zu sichern und für die Region fruchtbar zu machen. Sachsen-Anhalt, strukturschwach und von einer über zwanzigprozentigen Arbeitslosigkeit heimgesucht, sucht angestrengt nach neuen wirtschaftlichen Ressourcen. So war die Himmelsscheibe für den unterentwickelten Tourismus der Region rund um Nebra ein buchstäbliches „Himmelsgeschenk“, dem nun sogar ein ganzes Museum beziehungsweise ein astronomisches „Erlebniscenter“ gebaut werden soll.

Trotz der marktgängig windigen Bezeichnung aber setzte das Land Sachsen-Anhalt von Beginn der Planungen an auf Qualität: Für den Museumsneubau wurde eigens ein internationaler Architekturwettbewerb unter dem Titel „Touristische Erschließung Himmelsscheibe von Nebra“ ausgeschrieben, an dem sich 31 Büros beteiligten. Von den fünf besten Arbeiten wurden drei mit Preisen und zwei mit Sonderpreisen ausgezeichnet.

Den ersten Preis gewann der bestechend subtile Entwurf des Freiburger Architekturbüros Detlef Sacker. Er schlug einen auf Fernsicht und Zeichenhaftigkeit in der großräumigen Unstrutlandschaft angelegten erratischen Kubus von über zwanzig Meter Höhe vor. Dieser Turmbau besticht durch markante Strukturierung und Feingliederung. So soll eine kunstvolle Schichtung aus Maßsteinen von Buntsandstein die Fassaden prägen. Für die Anmutung von Leichtigkeit und Transparenz werden, neben einer angedeuteten Verdrehung des Baukörpers, Wandöffnungen sorgen, die mit der Gebäudehöhe zunehmen. Die betonte Horizontalität der Großform, so will es Detlef Sacker, soll die Themen Himmel und Astronomie symbolisieren, die ausgleichende Vertikalität wiederum steht für Erde und Archäologie.

Die Erschließung erfolgt durch ein bewußt spärlich beleuchtetes, in das Terrain eingeschnittenes Sockelgeschoß. Es folgen die Schauseite und immer heller werdenden Obergeschoßräume, die schließlich von einer Dachterrasse bekrönt werden. Von ihr aus wird sich dem Blick der künftigen Besucher der Mittelberg und in das Unstruttal öffnen.



Archaik: Nebra Museum. Foto Detlef Sacker

In einem dem Turm winkelförmig angefügten eingeschossigen Flachbau, der gleichfalls in das Gelände eingetieft wird und der sich talseitig als elegante Glasfront präsentiert, werden ein Café, die Museumsbüros und Läden untergebracht.

Das sachsen-anhaltinische Wirtschaftsministerium, das sich jährlich einhunderttausend Besucher für das „Erlebniscenter“ und die Region erhofft, läßt sich die touristische Strukturfördermaßnahme rund 9,8 Millionen Euro kosten. In ihrem Rahmen soll auch das rund 25 Kilometer von Nebra entfernte älteste Sonnenobservatorium der Welt in Goseck rekonstruiert werden. Künftig wird dann ein weiterer Weg nach Nebra führen, nämlich die Bronzezeitroute „Himmelswege“. TIMO JOHN